



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der beiden Seitentempel ein und erstreckt sich auch mit ihrem Chor bedeutend über die Rückseite des mittlern Tempels hinaus. Sie ist 1880 als dreischiffige Basilika mit flacher Decke über dem Mittelschiff und eingewölbten Seitenschiffen restauriert worden.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schriften zur Sozialwissenschaft. Ein großer Teil der Übel unsrer Zeit entspringt daraus, daß Sitte und Mode künstliche und eingebildete Bedürfnisse erzeugen, die zu befriedigen viel Geld kostet, daß sich diese Bedürfnisse in der von dem Ehrgeiz und der Eitelkeit geforderten Wettjagd ins Grenzenlose steigern, daß aber ihre Befriedigung keineswegs die Befriedigung des Herzens bedeutet, dieses vielmehr leer läßt, sodaß der Geldbesitz oft mehr Unglück und Unbehagen als Glück und Behagen erzeugt. Dazu kommt, daß die wenig oder nichts Besizenden zwar die äußerliche Zivilisation annehmen oder sich anzunehmen bestreben, dabei aber unverständlich und innerlich roh bleiben oder werden und sich von der Herzenskultur, die allein ein bescheidenes Glück gewährleistet, mehr entfernen als ihr nähern, der wahren Kultur, die das Glück suchen lehrt in der Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse, deren Befriedigung mehr ein für das Gute und Schöne in der Welt offenes Auge und einen guten Willen als Geld fordert. Die heute herrschende allgemeine Unzufriedenheit würde also bedeutend vermindert werden, wenn es gelänge, die Lebensgewohnheiten der Besizenden zu vereinfachen, die Herzen der Nichtbesizenden zu veredeln — die leichtere Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse der Armen ergäbe sich aus der Vereinfachung des Lebens der Reichen von selbst — und so diese beiden feindlichen Schichten einander auf dem gemeinsamen Boden wahrer Kultur zu nähern. Und ein ähnlicher Annäherungsprozeß scheint auch auf dem politischen Gebiet durch die Zeitumstände eingeleitet werden zu sollen. An eine Depossidierung des Kapitals ist nicht zu denken, verjüngt es sich doch zusehends; wohl aber bedarf es zu seinen Unternehmungen, z. B. zur Ausrüstung von Kriegsheeren und Kriegsflootten, nicht allein der mechanischen Leistungen, sondern auch der politischen Unterstützung des Arbeiterstandes, und dieser könnte sie unter der Bedingung gewähren, daß ihm die unbeschränkte Koalitionsfreiheit verbürgt würde. Auf diesem Wege gegenseitiger Zugeständnisse würde man besser und rascher vorwärts kommen und eher zum Sozialismus, d. h. zu einer befriedigenden Organisation gelangen, als wenn man sich um Abstrakta wie den Begriff des Wertes zankt und mit geschichtsphilosophischen Spekulationen das Endziel der irdischen Entwicklung zu enthüllen sucht, das uns doch nun einmal verborgen bleibt. Dergleichen Ansichten vernimmt man heute häufig, nur daß nicht jeder, der sich zu der einen bekennt, auch alle andern annimmt. Paul Weisengrün aber hat sie in seinem neuesten Buche: *Der Marxismus und das Wesen der sozialen Frage* (Leipzig, Zeit u. Comp., 1900) zu einem schönen Ganzen vereinigt. Nur fürchten wir, sein geistreiches und gelehrtes Buch werde dem Zweck, den er sich setzt, nur unvollkommen dienen: „über das Wesen der großen Komplikationskrankheit [der aus den gesellschaftlichen Verwicklungen entspringenden künstlichen Bedürfnisse] so viel Licht zu

verbreiten, daß sie alle Menschen verstehen“; denn indem er die metaphysische Behandlung der sozialen Dinge bekämpft und namentlich den Marxismus, wie wir glauben, wirklich innerlich überwindet, ist er selbst genötigt, Metaphysik zu treiben und sich in subtile Untersuchungen zu verwickeln, in denen zwar sein Scharfsinn und seine Kombinationsgabe glänzen, denen zu folgen aber nicht ganz leicht ist. Wir würden ihm raten, einzelne Partien seines Buches gesondert für Zeitschriften zu bearbeiten und so die darin enthaltenen wertvollen Gedanken einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen.

Ein Buch ganz anderer Art, frisch, populär und ohne Anspruch auf logischen Zusammenhang und kunstvollen Aufbau der Gedanken, ist das von Eduard Hahn: Die Wirtschaft der Welt am Ausgange des XIX. Jahrhunderts, eine wirtschaftsgeographische Kritik nebst einigen positiven Vorschlägen. (Heidelberg, Carl Winter, 1900.) Der Verfasser, unsern Lesern bekannt durch sein originelles Werk: Die Haustiere und ihre Beziehung zur Wirtschaft des Menschen (siehe das 35. Heft des Jahrgangs 1896 der Grenzboten), war durch die Vorbereitungen für dieses Werk genötigt, das Wirtschaftsleben mit allen seinen Verzweigungen in den Bereich seiner Studien zu ziehen und giebt nun das Gesammelte im vorliegenden Bande heraus, soweit es mit dem Gegenstande des ersten Bandes in keiner Beziehung steht. Hahn ist ein konservativer, aristokratisch gesinnter Mann, der die Sozialdemokratie haßt, das heutige Wirtschaftsleben aber nicht weniger scharf kritisiert, als es die Sozialisten zu thun pflegen. Von Interesse sind besonders die Partien seines Buches, in denen ihm seine Fachwissenschaft zuhilfe kommt, z. B. die Darstellung der Raubwirtschaft, die das spekulative Europa in allen Meeren und in allen exotischen Ländern treibt, indem es die Robbe, den Bison, den Elefanten, kostbare Nughölzer, entwicklungsfähige Negerwirtschaften, begabte Volksstämme ausrottet und den Naturvölkern „Kultur Güter“ aufzwingt, die sie nicht brauchen, nicht wollen, und an denen sie zu Grunde gehn, und was das schlimmste ist, auf Kosten seiner eignen Arbeiterbevölkerung, wie Hahn wenigstens beweisen zu können glaubt. Zu den notwendigen Reformen rechnet er unter andern die Züchtung einer wahren Aristokratie und die Verdrängung der Bureaucraten durch Organe der Selbstverwaltung. Goetheforscher mögen entscheiden, ob er mit der Behauptung Recht hat, daß die Stelle im Faust: „Leb mit dem Vieh als Vieh und acht es nicht für Raub, den Acker, den du erntest, selbst zu düngen,“ einen Druckfehler enthalte; natürlich müsse es heißen: „Und achte es für Raub, den Acker . . . nicht selbst zu düngen.“

Werner Sombart soll auf der Versammlung des Vereins für Sozialpolitik zu Breslau (jedenfalls in seiner Kritik der sogenannten Mittelstandsbestrebungen) gesagt haben, Sittlichkeit auf Kosten des ökonomischen Fortschritts sei der Anfang vom Ende. Diesen Ausspruch bekämpft der Professor und kaiserliche Unterstaatssekretär z. D. Dr. Georg von Mayr in der verständlich und mit überzeugender Wärme geschriebenen Broschüre: Die Pflicht im Wirtschaftsleben. (Tübingen, H. Laupp, 1900.) Soweit die Arbeiter in dem an sich berechtigten Lohnkampfe die Grenzen der Pflicht, wie sie Mayr festlegt, überschreiten, hält er den Staat für verpflichtet, sie durch strafgerichtliches Verfahren in diese Grenzen zurückzuweisen.

Sozialistische Irrlehren von der Entstehung des Christentums und ihre Widerlegung von Hermann Köhler (Leipzig, F. C. Hinrichs 1899). Das ist bis auf zwei Fehler, die wir hervorheben werden, ein sehr gutes Buch. Dem zweiten Abschnitt: „Geschichtsmaterialistische Ableitung des Urchristentums aus den ökonomischen Verhältnissen der Zeit,“ können wir uneingeschränktes Lob erteilen; auf genaue Kenntnis der ökonomischen Lage der Bevölkerung des römischen Reichs zur Zeit der Entstehung des Christentums gestützt, beweist Köhler unwiderleglich,

daß die materialistische Geschichtskonstruktion der Sozialistenführer den Thatfachen Gewalt anthut und nicht bloß willkürlich, sondern unsinnig und lächerlich ist. Wir können, auf eigener Kenntnis der historischen Thatfachen und des Neuen Testaments fußend, jedes Wort Köhlers unterschreiben und würden es sehr nützlich finden, wenn seine Ausführungen zu öffentlichen Vorträgen benutzt würden; er selbst stellt am Schluß (S. 269) eine Reihe von Themata zusammen, für die sein Buch den Stoff darbietet. Aber — und hier kommen wir zu dem ersten der beiden Fehler — der erste und der dritte Abschnitt hätten vom zweiten getrennt und als ein besondres Buch herausgegeben werden sollen. Der erste ist überschrieben: Die Bedeutung der Person Jesu Christi für die Entstehung des Christentums, der dritte: Sozialistische Beteiligung an den Versuchen, dem Christentum durch Nachweis radikaler Abhängigkeit von Philosophie und ältern Religionsystemen den Charakter der Selbstständigkeit abzustreiten. Nur die Ableitung des Christentums aus den wirtschaftlichen Zuständen ist sozialdemokratische Originalleistung; in der Würdigung der Person Jesu und in der Ableitung der christlichen Dogmen und Sittenlehren aus jüdischen, griechischen und buddhistischen sind unsre Sozialisten nur Nachtreter und Nachbeter der bürgerlichen Philosophie und Theologie und haben so wenig oder so gar nichts Originelles geliefert, daß es wirklich nicht lohnt, sich mit ihrer „Beteiligung daran“ zu beschäftigen.

Die Irrlehren des ersten und dritten Abschnitts sind nicht Irrlehren der Sozialdemokratie, sondern Irrlehren der protestantischen Theologie. Schon die Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts haben die Dogmen für widersinnig und die Wunder für unmöglich erklärt und beide lächerlich gemacht. Damit war die ganze Bibel einschließlich des Neuen Testaments als ein abergläubisches oder ein Lügenbuch gebrandmarkt, und wenn wohlwollende Beurteiler dieses Buchs fanden, daß einige ganz brauchbare Lehren drin stünden, und daß Jesus keine unsympathische Persönlichkeit sei, so fühlten sich die paar Gläubigen, die es damals unter den Gebildeten noch gab, schon hoch geehrt und beglückt. Köhler macht den Sozialdemokraten einen Vorwurf daraus, daß sie Jesum höchstens neben Sokrates stellten. Ja, wenn wir als Knaben, in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, irgendwo Jesum neben Sokrates gestellt fanden, da freuten wir uns und dachten: so bist also du, der du auf Jesum noch etwas hältst, doch noch kein ganz dummer und kein ganz schlechter Kerl! Wir haben evangelische Geistliche gekannt, deren ganzer Religionsunterricht darin bestand, daß sie die christlichen Dogmen lächerlich machten; solche galten allenfalls bei der Gemeinde noch etwas, die übrigen wurden verächtlich „die Kerle da draußen“ genannt (in einer aus Kleinstädtern und Bauern bestehenden Gemeinde!), und die Kirche war höchstens dreimal im Jahre gefüllt, für gewöhnlich bloß von ein paar Kindern und alten Frauen besucht. Und wie stand's in den zwanziger Jahren? Wolfgang Menzel erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten“ Seite 209: „Gesenius in Halle pflegte durch seine schlechten Witze über die Heilige Schrift bei den jungen Theologen, die ihm zuhörten, ein wiederndes Gelächter hervorzurufen. Ich befand mich in jenen zwanziger Jahren einmal in einem öffentlichen Garten [in Stuttgart], als ein alter Herr, den ich nicht kannte, mit einer wahren Satyrmiene der Religion spottete. Trotz meiner Jugend fiel ich ihm ins Wort und sagte, das sei schändlich geredet. Er sah mich groß an, lachte und ging weg. Nachher erfuhr ich, es sei ein Konsistorialrat gewesen, und als am folgenden Tage in einer Gesellschaft davon die Rede war und man den Namen des Konsistorialrats nicht wußte, wurden nicht weniger als drei genannt, denen man solche Reden zutraute, wie sie jener geführt hatte.“ Die ganze Tagespresse aber und eine Flut gemeiner Schmähschriften sorgten dafür, daß diese Errungenschaften der theologischen und philosophischen Wissenschaft in packendster Form unter den Massen verbreitet wurden, und das ist so fortgegangen bis in den Kulturkampf hinein. Die Sozialisten-

führer müßten Pappstöffel sein, wenn sie die von den Universitätslehrern gelieferten Waffen nicht gebrauchten und ihren Leuten nicht zeigten, aus was für Material der Schild des Glaubens besteht, der nun auf einmal aus der „Kumpelkammer des Aberglaubens“ wieder hervorgeholt und ihnen entgegen gehalten wird. Wenn seit Lassalles Auftreten und noch mehr seit 1878 die Theologie und die Philosophie wieder gläubig und fromm geworden sind und nur noch unbesonnene Naturburschen wie Häckel mit dem heute gefährlichen Bekenntnis des Atheismus herausplagen, so kann das den Sozialdemokraten so wenig imponieren wie die Befehrung gewisser roter Republikaner zur monarchischen Gesinnung. Damit wollen wir nicht etwa die Wendung der Theologie zur Gläubigkeit als Heuchelei bezeichnet haben. Hand in Hand mit den politischen und sozialen Wandlungen sind wirkliche Fortschritte der Wissenschaft gegangen, die den Nationalismus und die Hyperkritik ebenso überwunden haben wie den philosophischen Materialismus. Eine drastische Probe von solcher Hyperkritik, wie sie damals aus der allgemeinen Abneigung der Gebildeten gegen das Christentum, man darf kurz sagen, dem Christushaß entsprang, erzählt der Kirchenhistoriker Hase. Er hatte kurz vor Weihnachten seinen Studenten gesagt, die Erzählung des Lukasevangeliums von der Geburt Jesu erweise sich schon dadurch als Legende, daß das rauhe Klima von Judäa das Übernachten von Herden im Freien zu dieser Jahreszeit nicht gestatte. Nachmittags trifft er auf dem Spaziergange einen Schaffirten mit seiner Herde bei seiner fahrbaren Hütte und fragt: Ihr übernachtet doch nicht mehr im Freien? „Freilich, sagt der, wir bleiben bis Dreifönig im Freien, wenns nicht ganz einfriert.“ Worauf sich Hase sagt, was auf dem Abhange der Rauhen Alp möglich sei, müsse wohl auch in Palästina möglich sein.

Die Rückwendung zum Positiven hat schon mit Strauß und der Tübinger Schule angefangen, so zerstörend deren Wirksamkeit auf den ersten Blick erscheint. Denn sie spotteten nicht mehr über den angeblichen Unsinn der Bibel und verschrrien diese nicht mehr als ein Erzeugnis des Priestertrugs, sondern suchten ihre Entstehung aus Zeitumständen und herrschenden Gedankenkreisen zu begreifen. Und sind sie dabei zu weit gegangen, haben sie das Übernatürliche als hauptsächlichste Miturwache gelehnet, so ist doch die Aufdeckung der übrigen Miturwachen ein bleibendes Ergebnis ihrer Forscherarbeit. Daß Köhler dieses unterschätzt, ist sein zweiter Fehler; wir sind wieder so weit zurückgegangen, daß wir anerkennen, die hellenistisch-jüdische Gedankenwelt hätte aus sich selber ohne die göttliche und geheimnisvolle Person Jesu das Christentum so wenig erzeugen können wie das Erdreich ohne den Keim eine Pflanze, oder wie eine Pflanze alter Art ohne den Eingriff eines menschlichen oder göttlichen Züchters eine Pflanze neuer Art; aber die einmal gewonnene Erkenntnis der natürlichen Bedingungen für die Entstehung des Christentums lassen wir uns nicht mehr nehmen, und wenn Köhler, wie es scheint, fordert, daß dieses weltgeschichtliche Ereignis als reines Wunder anerkannt werden soll, so wird es ihm nicht gelingen, den gebildeten Teil der protestantischen Welt zur aufrichtigen Annahme dieser Auffassung zu bekehren. Der erste Fehler, daß er eine Polemik, die nur der protestantischen Theologie und Philosophie gelten kann, in die Form einer Polemik gegen die Sozialdemokratie kleidet und mit einer wirklich gegen diese gerichteten Schrift verknüpelt, tritt noch einmal recht auffällig im vorletzten Abschnitt hervor, wo vom Buddhismus die Rede ist; die Schwärmer, die Buddha neben oder hoch über Christus stellen und das Christentum aus dem Buddhismus ableiten, sind nicht Arbeiter, sondern gehören ganz andern, meist vornehmen Gesellschaftskreisen an und sind besonders in der sozialistenfeindlichen Clique der Boudoirweltlichmerzler zu finden, die auf Schopenhauer und Nietzsche schwört. Daß einzelne Sozialisten den Unsinn nachsprechen, hat nichts zu bedeuten. An die

Zurückführung der ungläubig gewordenen Volksmassen zum christlichen Glauben kann nicht eher gedacht werden, als bis die Gebildeten wieder aufrichtig glauben werden, was freilich die vorläufig noch nicht vollzogene Versöhnung der lutherischen Orthodoxie mit den modernen Erkenntnissen und Denkweisen voraussetzt.

Friedrich der Große als Sammler. Der große König hatte von seiner Jugend an das Bedürfnis, von Kunstwerken umgeben zu sein, deren Eindrücke ihn den Alltäglichkeiten des Lebens in einsamen Stunden entrücken sollten. Dieses Verlangen leitete seinen Geschmack früh in eine bestimmte Richtung. Obwohl er auch italienische, flämische und holländische Bilder kaufte, so wurden doch seine Lieblinge immer mehr die Franzosen, ihre Maler und ihre Bildhauer, deren geistvolle Erfindung und graziose Form ihn ganz gewannen, und mit französischen Möbeln, die er in Paris kaufen ließ, und nach deren Vorbild er eine hervorragende einheimische Fabrikation ins Leben rief, stattete er auch seine Schlösser in Sanssouci und Potsdam aus. Von der mit vergoldeten Bronzen decorierten Bibliothek in Sanssouci und dem Bronzesaal im Potsdamer Stadtschloß sagt Emile Michel, weder in Frankreich noch irgendwo anders finde man Muster eines so prächtigen und feinen Geschmacks. Der König ließ es sich nicht nur etwas kosten, kaufte und bestellte er doch einzelne Tische für Tausende von Thalern, er entschied auch in allem einzelnen mit seinem persönlichen Geschmack, z. B. mit seiner Vorliebe für silbernen Möbelbeschlagn anstatt des goldnen, und er bestimmte sogar die Aufstellung, den Platz für Möbel und Bilder, weil es ihm nicht um Prunk und Pracht, sondern um harmonische Wirkungen zu thun war. Schon in Rheinsberg als Kronprinz kaufte und bestellte er Bilder bei hervorragenden Malern, fast noch höher stellte er in ihrem decorativen Wert die Skulpturen der Bouchardon, Adam und Pigalle, und er traf hierin mit seinem Freunde Knobelsdorff überein, der zwar für die Architektur die italienische Kunst bevorzugte, in Bezug auf die Innendekoration aber die Überlegenheit der Franzosen anerkannte. Das preussische Königshaus ist auf diese Weise in den Besitz eines Reichthums an Kunstwerken gekommen, der nirgends seinesgleichen hat. Es genügen zum Beweise schon die Zahlen der Bilder der Hauptmaler: Watteau 13, Lancret 26, Pater 37, und nach der Qualität findet sich hier das Allerbeste, was diese Meister geschaffen haben, z. B. Watteaus *Embarquement pour Cythere* und seine beiden *Enseigne*, die jetzt in dem Zimmer der deutschen Kaiserin hängen. Eine gewählte Zusammenstellung von Bildern, Skulpturen und Möbeln aus dem ehemaligen Besitz des großen Königs, die auf Veranlassung des deutschen Kaisers auf die Pariser Ausstellung geschickt worden ist, erregt dort das Entzücken der Besucher, namentlich auch der Franzosen. Niemals strahlte der Ruhm der französischen Kunst so hell über ganz Europa wie im achtzehnten Jahrhundert, und keine Anerkennung dieses Vorrangs könnte ehrenvoller sein als diese Huldigung des königlichen Sammlers. Der französische Kunstbesitz des deutschen Kaisers ist in einem bei Giesecke und Devrient erschienenen Prachtwerk mit vierzehn Radierungen und vielen Zeichnungen Peter Halm's von Paul Seidel beschrieben worden. Zugleich und zum Teil mit demselben Abbildungsmaterial erscheint in demselben Verlag ein kleineres Werk: Die Kunstsammlung Friedrich's des Großen auf der Pariser Weltausstellung usw., das außer einem Verzeichnis der Gemälde, Skulpturen, Tapissereien und Möbel eine höchst interessante längere Einleitung über des Königs Verhältnis zu der französischen Kunst enthält. Dieses Buch hat einen weit über seinen nächsten Zweck hinausgehenden Wert. Es giebt einen meisterhaften Überblick über Dinge, die so gut wie unbekannt waren, ehe Seidel darüber in dem Jahrbuch der königlich preussischen Kunstsammlungen das Wort ergriff. Wir empfehlen den schön ausgestatteten Katalog als unterhaltendes Lehrbuch auf das angelegentlichste. u. p.

Die Kunst in Stuttgart. Stuttgart zählt heute zwar nicht mehr als Kunststätte im eigentlichen Sinne, es hat aber ein tüchtiges Kunstgewerbe, namentlich eine Möbelfabrikation, die nicht in den Bahnen des „Jugendstils“ geht, ferner einen durch gute Illustration ausgezeichneten Buchhandel und endlich eine moderne Privatarchitektur, die es zu einer der schönsten Mittelstädte Deutschlands gemacht hat. Das alles hat die Arbeit des verflorenen Jahrhunderts hervorgebracht, denn noch um 1800 war nach den Berichten des bekannten Göttinger Professors Meiners Stuttgart in allen diesen Dingen, in Wohnungen, Komfort und Lebensweise hinter vielen kleinern Städten der Nachbarlandschaften weit zurück, und diese Arbeit stand im engsten Zusammenhange mit einer lebhaften Pflege der eigentlichen, höhern Kunst bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus. Hat nun auch diese Kunst selbst nach unsrer heutiger Schätzung keinen sehr tiefen, die Zeit überdauernden eignen Wert gehabt, so war sie doch wichtig als Kulturmittel, und darum ist auch ihre Geschichte als Beitrag zur Geschichte unsrer deutschen Kultur von Wichtigkeit. Man rühmt es ja an unsern Städten, daß sie im Gegensatz namentlich zu den französischen Provinzialstädten soviel Individuelles haben. Max Bach: Stuttgarter Kunst 1794 bis 1860 (Wolff Bonz und Komp.) zeigt in sehr hübscher Weise, wie Stuttgart zu seiner künstlerischen Individualität gekommen ist. Er behandelt die Regierungszeit zweier Könige, Friedrichs und Wilhelms I., erzählend mit Auszügen aus Memoiren und Tagesblättern, sodaß alle Persönlichkeiten, die an dem geistigen Leben der Stadt Anteil gehabt haben, zu Worte kommen. Man fühlt, wie allen diesen Menschen die Kunst eine innere Angelegenheit ist, eine Macht und ein Hebel für das übrige Leben, nicht bloß Merkwürdigkeit, Sport und Routine. Mit Ernst besucht und bespricht man die bescheidenen Ausstellungen, wie Schulprüfungen, deren Ergebnisse weitere Folgen voraussagen. Die erste Stimme hat der Kaufmann Rapp, Danneckers Schwager. Rührend ist die Verehrung, die Dannecker genießt, ein schlichter, wahrer und warmer Mann, das künstlerische Wahrzeichen Stuttgarts im ersten Drittel des Jahrhunderts, nicht ganz ohne Anfechtung schon damals, aber in der Hauptsache doch als Heros über allen stehend. An seine Schillerbüste knüpft sich ein allerliebster Dialog zwischen König und Künstler: Poktaufsen, wie groß! Aber warum so groß? — Ihr Durchlaucht, Schiller muß so groß sein. — Aber was wollen Sie damit machen? — Ihr Durchlaucht, der Schwab muß dem Schwaben ein Monument machen. — Diese Büste und die Ariadne in Frankfurt, man mag über sie denken, wie man will, werden Denkmäler unsrer allgemeinen Kunstgeschichte bleiben. Der Verfasser enthält sich angemessenerweise übrigens aller Werturteile; er erzählt uns, wie das Hervorgebrachte die Zeitgenossen erfreute. Ein frühes Talent war der Maler Schick, aber er starb jung 1812 und hinterließ nur einige Mythologien und gute Bildnisse. Sein glücklicherer Landsmann Wächter, der ihn lange überlebte, war ein verdienstvoller Lehrer, als Künstler aber ein kühler Klassizist, der uns kein starkes Andenken hinterlassen hat. König Friedrich war prachtliebend und ließ sich die Ausstattung des Residenzschlosses angelegen sein, aber er schuf auch große Straßenzüge und die berühmten Parkanlagen, den Stolz Stuttgarts. Daß er das Lusthaus durch den Einbau eines Theaters verunstaltete, wo allerlei lustiges zu sehen war, strich man ihm nicht stark an, weil es unter seinem Nachfolger jenem edeln Denkmal der deutschen Renaissance noch viel schlimmer erging: der 1845 begonnene Theaterumbau beseitigte es gänzlich. Damals rettete Hackländer die Reste, die er sich vom König Wilhelm erbat („Nun ja, wenn Ihnen an dem alten Zeug gelegen ist, so nehmen Sie es immerhin“) und zum größten Teile bei dem Bau der königlichen Villa Berg verwenden ließ; die zweiundsechzig Statuen württembergischer Fürsten wurden nach Schloß Lichtenstein gebracht.

Sehr viel mehr geschah während der langen Regierungszeit Wilhelms I. Über

des Königs Kunstliebhabereien wird ein hartes Urteil von David Strauß mitgeteilt, und es ist ja wahr, der König hatte keinen gewählten Geschmack, aber die meisten seiner hohen Zeitgenossen hatten gar keinen, vielleicht sogar alle, wenn man Friedrich Wilhelm IV. und Ludwig von Bayern ausnimmt. So war es denn für die Stadt und das Baugewerbe mit allem sich daran anschließenden Handwerk doch von Vorteil, daß sich der König für denkbar Verschiedenes erwärmen ließ. Das griechische Mausoleum, das römisch-italienische Schloß Rosenstein, Zanths maurische Wilhelma und der Königsbau, aus dem Leins machte, was möglich war — das ist gewiß schon vielerlei. Aber dazu kommen noch Gegenbaur's Fresken aus der württembergischen Geschichte im Residenzschloß, Marmorstatuen die schwere Menge für Schlösser und Gärten und Glasmalereien für die Stiftskirche, außerdem hatte Leins, noch ehe er den Königsbau übernahm, für den Kronprinzen eine Musterleistung im Renaissancestil geliefert, die Villa Berg. Was das für die Schulung aller Kräfte bedeutet, haben erst die sechziger und siebziger Jahre gezeigt, als Bauwerk auf Bauwerk entstand, und das Stuttgarter Polytechnikum seinen großen Ruf gewann; Wischer und Lübke wurden nun die Kunstpropheten. Das fällt nicht mehr in das Darstellungsgebiet des Verfassers, der uns noch vieles mitteilt über die Pflege der Kunst durch die Vereine und über die unter König Wilhelm errichtete Kunstschule, über die Gründung des Museums und die einst in der Stadt vorhandenen Privatsammlungen. Man sieht, da floß vieles zusammen, was anregen und Freude machen konnte. Ein Hauptverdienst dieser Zeit war, daß die alten schwäbischen Bilder ihrer Heimat erhalten blieben, daß man ihre schlichte Schönheit noch ehrte in der antiken und in der italienischen Prunkwelt. Seit 1819 waren auch die Brüder Voißerée mit ihrer berühmten Sammlung nach Stuttgart übergesiedelt. Der König gab ein Gebäude, der Staat übernahm die Verwaltungskosten, und jedermann freute sich an den wundervollen Sachen, besonders auch die Hotelwirte, da es nun doch für die Fremden außer Dannecker's Atelier noch etwas zu sehen gab. Hier entstanden auch damals die wohl noch manchem von uns bekannten vortrefflichen lithographischen Nachbildungen des Münchners Strizner. Schließlich kaufte König Ludwig die Voißeréeschen Bilder (1827), die ja heute in der Pinakothek hängen, nicht weil er den bessern Geschmack, sondern weil er das meiste Geld hatte, denn den Wert dieser Kunst erkannte man in Stuttgart ebensogut, aber daß man für eine bloß zum Ansehen dienliche Sache über 200 000 Gulden ausgeben könnte, war ungeheuerlich zu denken. Sollten also Dannecker und Wächter in ihrem Gutachten diese „in Mode gekommene sogenannte neudeutsche oder neualtertümliche Kunst“ dem Könige als Muster zur Geschmacksbildung für Polytechnikum und Kunstschule empfehlen? Heute wäre vielleicht mancher Kunstprofessor dazu fähig, aber jene Männer hatten ohne Frage recht, und es ist hübsch, daß uns der Verfasser die Akten vorlegt und erzählt, wie sich das alles zugetragen hat. Wir wollen aber keine Einzelheiten mehr häufen, sondern nur noch sagen, daß der Verfasser wohl daran gethan hat, sich nicht viel mit Wertbestimmungen und allgemeinen Urteilen abzugeben, daß er uns vielmehr historisch zeigt, was die Dinge, von denen er handelt, ihrer Zeit genügt haben. „Nach dem Jahre 1860 kann man von einer Stuttgarter Kunst im eigentlichen Sinne nicht mehr sprechen, sie hat ihren speziellen württembergischen Charakter verloren.“ Gewiß, aber Stuttgart bedeutet heute geistig und künstlerisch so viel mehr als manche andre deutsche Stadt, die doch das beginnende vorige Jahrhundert eher mit bessern Aussichten angetreten hat, z. B. Kassel, Hannover oder Darmstadt, daß der „Verlust“ nur grammatisch zu nehmen ist.

21. P.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig